

Malte Buhse

Ökonomen retten die Welt

Malte Buhse

Ökonomen retten die Welt

Wie Volkswirte
Verbrecher jagen,
den Klimawandel
bekämpfen und
Leben retten

FBV

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

buhse@finanzbuchverlag.de

1. Auflage 2014

© 2014 by FinanzBuch Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH,
Nymphenburger Straße 86
D-80636 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Werner Wahls
Lektorat: Bärbel Knill
Umschlaggestaltung: Meike Jannike
Umschlagabbildung: unter Verwendung von istock-Bildern
Satz: Georg Stadler, München
Druck: Konrad Triltsch GmbH, Ochsenfurt
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-89879-822-8
ISBN E-Book (PDF) 978-3-86248-476-8
ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-86248-477-5

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.finanzbuchverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter
www.muenchner-verlagsgruppe.de

INHALT

Danksagung	7
Einleitung	9
Hohe Erwartungen und fatale Fehler.....	11
Eine kleine Geschichte der Ökonomik.....	17
Aristoteles und die ersten ökonomischen Texte	18
Adam Smith, der Missverständene.....	22
Smiths Erben oder wie Mathematik die Ökonomen blind für das echte Leben gemacht hat	26
Die Waffenkammer der Helden-Ökonomen.....	33
Warum weltfremde Modelle eine mächtige Waffe sind	33
Ökonomik aus dem Labor und die Kraft des Zufalls	37
Mit Formeln auf Schatzsuche	41
Ökonomen auf Verbrecherjagd	45
Die Rauschgift-GmbH.....	46
Die Rendite des Bürgerkriegs.....	49
Verwirrendes Geflügel und alte Schätze	54
Ökonomen bekämpfen die Korruption	63
Wenn Schmiergeld an der Börse Spuren hinterlässt	66
Die Rendite des Schmiergelds.....	69
Schlechte Straßen, volle Taschen.....	71

Ökonomen enttarnen Wahlfälscher	81
Die Fingerabdrücke der Wahlfälscher	84
Wahlergebnisse hausgemacht	88
Ökonomen retten Menschenleben.....	95
Eine tödliche Angebotslücke, ein grausamer	
Markt und eine geniale Idee	97
Ein kleiner Schubs für ein gesünderes Leben.....	104
Der Tod lauert am Herd.....	114
Ökonomen bremsen den Klimawandel	123
Eine heiße Revolution.....	125
Alles hat seinen Preis	127
Die Wurzeln des Klimawandels	138
Ökonomen beschützen bedrohte Tierarten	149
Schwarzmarkthändler, Luxusgüter und ein perfekter Sturm	152
Ökonomen bekämpfen den Hunger.....	165
Das asiatische Rätsel und eine brutale Diskriminierung.....	167
Rauchen macht hungrig.....	174
Ökonomen helfen den Armen	179
Der Finanzmarkt der Armen.....	186
Ungewöhnliche Verhütungsmittel	199
Eine neue Ökonomik entsteht.....	209
Stichwortverzeichnis	215

DANKSAGUNG

Auch wenn auf dem Titel nur der Name des Autors steht, ist dieses Buch ein Gemeinschaftswerk. Ich möchte daher einer Reihe von Menschen für ihre Hilfe danken. Vor allem Georg Hodolitsch vom FinanzBuch Verlag für die hervorragende Betreuung, das kritische Lesen der Manuskripte und die wertvollen Vorschläge.

Ein ganz besonderer Dank geht an Ekaterina Kushnir und Marc Reuter, die mit ihren klugen Gedanken und ihrem kritischen Blick eine große Hilfe waren. Ohne sie wäre es nicht möglich gewesen, ein solches Buch zu schreiben.

Und nicht zuletzt danke ich zahlreichen Journalistenkollegen, vor allem bei ZEIT Online, der ZEIT und dem Handelsblatt, mit denen ich in den vergangenen Jahren zusammengearbeitet habe, und deren Ideen und Begeisterung meine Arbeit unterstützt haben.

Alle Fehler, die trotz der sorgfältigen Recherche und Überarbeitung noch im Text zu finden sind, sind einzig und allein dem Autor anzulasten.

Malte Buhse, im Oktober 2013

EINLEITUNG

Die Welt könnte mal wieder ein paar Helden gebrauchen.

842 Millionen Menschen haben nicht genug zu essen. Fast sieben Millionen Kinder sterben vor ihrem fünften Geburtstag. Die Erde wird wärmer und ganze Landstriche drohen unbewohnbar zu werden. Zahlreiche Tierarten, die seit Tausenden Jahren auf der Erde leben, sind fast ausgestorben. Und auf der ganzen Welt müssen Patienten sterben, obwohl ihre Ärzte genau wissen, wie man sie retten könnte.

Höchste Zeit also für Heldentaten. Doch wo sind sie, die Retter der Welt mit ihren übernatürlichen Kräften?

Dort, wo man sie nicht vermutet. In Professorenzimmern, Bibliotheken, Hörsälen und Forschungsinstituten. Gebeugt sitzen sie über langen Formelsammlungen und starren auf Computerbildschirme. Sie haben keine flatternden Umhänge und können auch nicht fliegen, aber ihre Kräfte sind trotzdem heldenhaft. Denn sie erforschen seit mehr als 2000 Jahren, wie man die Probleme der Menschheit löst. Wer die Welt retten will, muss Ökonomen fragen.

Ökonomen? Sind das nicht diese realitätsfremden Pseudowissenschaftler, die nur an die Kraft des freien Marktes glauben und mit ihren Prognosen über das Wirtschaftswachstum immer so peinlich daneben liegen? Und die sollen die Welt retten?

Zugegeben: Ökonomen haben momentan nicht gerade den besten Ruf. Und das auch nicht ganz zu Unrecht, wie wir gleich sehen werden. Aber Ökonomik ist viel mehr als Wachstumsprognosen und naiver Glaube an selbstheilende Marktkräfte. Sie ist eine Wissenschaft, die Gutes tun will. In Ökonomen schlummern wahre Heldenkräfte. Jeden Tag kämpfen mutige Ökonomen für eine bessere Welt. Sie helfen den Armen, jagen Verbrecher und legen korrupten Politikern das Handwerk. Ökonomen wissen, wie man den Klimawandel bremsen, den Hunger auf der Welt besiegen und bedrohte Tierarten retten kann. Und dafür brauchen sie nur ein paar Formeln, Tabellen und eine Handvoll scharfer Gedanken.

Wir werden uns in diesem Buch auf eine wahre Heldenodyssee um die ganze Welt begeben. Dabei werden wir Ökonomen treffen, die in Mexiko mit mathematischen Modellen Drogenkartelle bekämpfen und wissen, warum in Indonesien Regionalwahlen den Regenwald zerstören. Wir werden mit Wirtschaftsforschern an der Börse Jagd auf korrupte Politiker machen und in Südafrika und Kenia beobachten, wie Ökonomen versuchen, Nashörner und andere seltene Tiere vor Wilderern zu retten. In Indien und auf den Philippinen werden wir Ökonomen besuchen, die den Armen helfen, mehr Geld zu verdienen und weniger Kinder zu bekommen. Und in den USA einen Nobelpreisträger kennenlernen, der Märkte erschafft, wo es eigentlich keine geben darf, und damit todkranken Patienten das Leben rettet.

Um zu verstehen, wie Ökonomen all diese Heldentaten vollbringen können, müssen wir sie und ihre mysteriöse Wissenschaft aber zunächst etwas näher kennenlernen. Und vor allem die Frage klären, wie es passieren konnte, dass Ökonomen einen dermaßen schlechten Ruf bekommen haben, obwohl sie doch so viel Gutes tun.

Hohe Erwartungen und fatale Fehler

Ökonomen haben einen sehr wichtigen Job, da sind sich alle einig. Sie sollen die Wirtschaft verstehen und vor allem beherrschbar machen. Politiker wollen von ihnen zum Beispiel wissen, was sie tun müssen, damit die Wirtschaft wächst und alle Menschen einen Arbeitsplatz haben. Oder wie die Menschen reagieren würden, wenn die Steuern steigen würden. Vor allem aber sollen Ökonomen herausfinden, wie man Wirtschaftskrisen verhindern kann.

Denn die Wirtschaft macht vielen Menschen Angst. Immer wieder kommt es zu großen Krisen, platzenden Finanzmarktblasen und spektakulären Unternehmenspleiten. In den Wirtschaftsteilen der Zeitungen stehen jeden Tag schlechte Nachrichten: Unternehmen bauen Arbeitsplätze ab, Investmentfonds verlieren die Altersvorsorge ihrer Anleger und Banken werden mit Steuergeldern gerettet.

Wie schön wäre es da, wenn es jemanden gäbe, der die Wirtschaft zähmen könnte? Oder zumindest ein wenig in die Zukunft blicken. Deswegen sind Ökonomen so gefragte Gesprächspartner. Ständig werden sie in Talkshows eingeladen, wo sie dann mehr oder weniger weise Ratschläge erteilen dürfen. Oder sie werden in seitenlangen Zeitungsinterviews gefragt, wie es weitergehen soll mit der Welt. Auch die Bundesregierung hört auf Ökonomen: Viele arbeiten als Berater für Politiker, und einmal im Jahr bekommt die Bundeskanzlerin ein voluminöses Buch mit neuen Vorschlägen für die Wirtschaftspolitik überreicht, das ein Team aus Ökonomen zusammengeschrieben hat, das Jahresgutachten der sogenannten fünf Wirtschaftsweisen. Der tschechische Ökonom Tomáš Sedláček bezeichnet Ökonomen als moderne Propheten. Sie seien für uns so etwas wie das Orakel von Delphi, das den Menschen im antiken Griechenland die Zukunft vorhersagte.

Doch während die Priester in Delphi nahezu vergöttert wurden und ein sehr hohes Ansehen genossen, haben unsere modernen Propheten, die Ökono-

men, inzwischen einen ziemlich miesen Ruf. Ein Grund dafür: Mit ihren Zukunftsprognosen liegen sie regelmäßig gehörig daneben. 2009 setzten sich zwei Forscher des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) an eine sehr selbstkritische Studie. Sie untersuchten, wie gut die wichtigsten deutschen ökonomischen Forschungsinstitute zwischen 1996 und 2006 die Entwicklung der Wirtschaft vorausgesagt hatten. Jedes Jahr geben mehrere Institute eine gemeinsame Prognose ab, an der sich Politiker und Unternehmen orientieren. Die Institute sind stolz auf ihre komplizierten ökonomischen Modelle und Berechnungsmethoden, mit denen sie versuchen, wissenschaftlich exakt in die Zukunft zu schauen. Das Ergebnis der Auswertung der DIW-Forscher war daher ein kleiner Schock. Im Durchschnitt hatten die Ökonomen das Wirtschaftswachstum in den zehn Jahren um 50 Prozent überschätzt. Die Wirtschaft war also immer nur halb so stark gewachsen wie von den Ökonomen vorhergesagt.

Wie können sich angebliche Wirtschaftsexperten so krass irren, fragen sich viele. Politiker begannen an den Gutachten der Ökonomen zu zweifeln. Der SPD-Politiker Peter Struck schlug 2008 sogar vor, den Sachverständigenrat, der die vom DIW untersuchten Gutachten erstellt, kurzerhand aufzulösen. Die Ökonomen würden mit ihren Prognosen ja ohnehin nur heiße Luft produzieren, so Struck damals. Die schlechte Trefferquote bei der Prognose des Wirtschaftswachstums ist ein entscheidender Grund für die massiven Imageprobleme, die Ökonomen bis heute haben. Zum endgültigen Desaster für die Wirtschaftswissenschaften wurde aber etwas anderes: der Zusammenbruch einer US-Investmentbank.

Als im Herbst 2008 Lehman Brothers pleite ging, begann für die Weltwirtschaft eine harte Zeit. Das internationale Finanzsystem fiel in eine Schockstarre, weil sich Banken untereinander kein Geld mehr leihen wollten. Plötzlich kamen auch große Banken und Versicherungskonzerne wie der US-Konzern AIG in Zahlungsschwierigkeiten. Und obwohl zahlreiche Staaten panisch begannen, ihre Banken mit Steuergeldern zu retten, und die Zentralbanken in den USA, Europa und Japan unvorstellbare Mengen Geld

in den Wirtschaftskreislauf pumpen, wurde aus der Finanzkrise bald ein globaler wirtschaftlicher Flächenbrand. Selbst Länder wie China und Russland, deren Wirtschaft zuvor jahrelang sehr stark gewachsen war, erlebten einen schmerzhaften Einbruch. Besonders hart traf es Europa, wo die Wirtschaftskrise bald eine Staatsschuldenkrise auslöste, die bis heute andauert und dafür gesorgt hat, dass Millionen Menschen ihre Arbeitsplätze und Ersparnisse verloren haben.

An dem ganzen Unheil haben Ökonomen leider einen großen Anteil. Die große Wirtschaftskrise ist auch eine Krise der Ökonomik. Die meisten Wirtschaftsforscher haben den Absturz der Wirtschaft erst nicht kommen sehen und dann auch noch extrem unterschätzt. Und sie haben einen großen Anteil daran, dass die Katastrophe überhaupt passieren konnte.

In den Jahren vor der Finanzkrise hatten sich viele Ökonomen ausgiebig auf die Schulter geklopft. Sie glaubten, die Wirtschaft endlich im Griff zu haben. Seit den Achtzigerjahren hatte es keine schlimmen Einbrüche mehr gegeben und auch die Inflation hielt sich seit einiger Zeit in Grenzen. Besonders stolz waren die Wirtschaftswissenschaftler darauf, wie gut sie mit der geplatzten Spekulationsblase am Markt für Technologiekonzerne umgegangen waren. Obwohl zahlreiche Investoren dabei viel Geld verloren hatten und damals eine Massenpanik am Finanzmarkt drohte, hatte sich das Wirtschaftssystem relativ schnell wieder erholt. Verantwortlich dafür war vor allem die Zentralbank der USA, die Federal Reserve, die die Märkte nach dem Platzen der Blase mit billigem Geld versorgt hatte. Dabei hatte sie auch auf den Rat von Ökonomen gehört, die sich den Erfolg daher groß auf die Fahne schrieben. Die Modelle der Ökonomen, mit denen sie den Finanzmarkt erklärten, schienen tatsächlich zu funktionieren. Die US-Amerikaner nennen diese erfolgreiche Zeit die »Great Moderation«, die Große Mäßigung. Viele Ökonomen ließen sich aufgrund dieser Erfahrungen zu gewagten Aussagen hinreißen. Ben Bernanke, der aktuelle Präsident der Federal Reserve und ein hoch dekoriertes Ökonom, rief 2004 das Ende der Wirtschaftskrisen aus. Weil Ökonomen wüssten, wie sie die Wirtschaft steuern können,

würde es in Zukunft nur noch kleinere Einbrüche und keine großen Krisen mehr geben. Das fand bald Einzug in die Modelle. Krisen kamen darin nicht mehr vor, die Wirtschaft befand sich vorgeblich in einem harmonischen Gleichgewicht.

Die Realität sah bekanntlich anders aus. Durch den Kollaps von Lehman Brothers und die folgende schwere Krise fielen auch die Modelle der Ökonomen in sich zusammen. Aussagen wie die von Ben Bernanke erscheinen heute wie ein schlechter Scherz. Dass Ökonomen eine der größten Wirtschaftskrisen der Geschichte nicht kommen sahen, haben ihnen viele Menschen sehr übel genommen. Denn genau das war doch ihre Aufgabe gewesen: Das Unheil vorauszusehen und etwas dagegen zu unternehmen.

Was aber noch viel schlimmer ist: Ökonomen haben aktiv dazu beigetragen, dass die Wirtschaft überhaupt so krisenanfällig geworden ist. In den Jahren vor der Krise waren es vor allem Ökonomen, die Politiker auf der ganzen Welt dazu gedrängt haben, die Regeln auf den Finanzmärkten immer weiter zu lockern. Dahinter steckte ein blinder Glaube an die Kräfte des freien Marktes. Viele Ökonomen waren damals überzeugt, dass sich Finanzmärkte sehr gut selbst organisieren können und daher keine allzu strengen Regeln brauchen. Im Gegenteil: Je weniger reguliert würde, desto besser würde diese Selbstorganisation des Marktes funktionieren. Dieser Glaube ging so weit, dass einige Ökonomen den Finanzsektor komplett ausblendeten, wenn sie über Wirtschaft nachdachten. Dass Banken eine globale Krise auslösen könnten, war in den Denkmodellen einiger Wirtschaftswissenschaftler schlicht nicht vorgesehen.

Das war ein fataler Irrtum, wahrscheinlich der größte, den Ökonomen je begangen haben. Banken, Versicherungen und Hedgefonds nutzten die plötzliche Freiheit unter anderem, um neue Finanzprodukte zu entwerfen, bei denen niemand mehr so richtig wusste, wie groß das Risiko war. Oft drehten sich diese exotischen Wertpapierpakete um verbiefte Häuserkredite, die US-Banken an Menschen vergeben hatten, die sich ein Haus eigent-

lich nicht leisten und den Kredit daher wahrscheinlich nicht zurückzahlen konnten. Die Banken selbst nahmen ebenfalls hohe Kredite auf, um mit dem fremden Geld zu spekulieren. Das bescherte ihnen auf der einen Seite zwar riesige Gewinne, machte sie aber auch sehr zerbrechlich. Selbst eine große Bank konnte innerhalb weniger Tage vor dem Bankrott stehen, wenn ihr niemand mehr neues Geld leihen wollte oder ein Großteil ihrer Kreditkunden seine Darlehen nicht mehr zurückzahlen konnte. So entstand diese riesige und hochgefährliche Finanzmarktblase, deren Platzen 2008 die Weltwirtschaft ins Chaos stürzte.

Die Krise war für Ökonomen also ziemlich peinlich. Trotzdem war ihr Rat auch nach dem großen Knall gefragt, als es darum ging, die Scherben zu beseitigen und die Wirtschaft neu zu starten. Ökonomen wurden wieder in Talkshows eingeladen, trafen Präsidenten und Bundeskanzlerinnen und schrieben dicke Bücher mit Tipps, was nun zu tun sei. Ihr Image konnten sie aber nicht wirklich retten. Auch weil ihre Aussagen und Rezepte oft sehr widersprüchlich waren. In Deutschland stritten sich mehrere Hundert Ökonomie-Professoren monatelang in der Öffentlichkeit über die richtigen Strategien zur Lösung der europäischen Schuldenkrise. Ständig veröffentlichten sie neue Aufrufe für oder gegen Rettungspakete und Anleihenkäufe der Europäischen Zentralbank. Politiker, Unternehmer und Bürger wandten sich verwirrt und genervt ab.

Bei all den falschen Prognosen, fatalen Ratschlägen und internen Streitereien, ist es also wenig verwunderlich, dass Ökonomen keinen besonders guten Ruf genießen. Wofür braucht man noch Ökonomen, wenn sie Krisen weder vorhersehen noch verhindern können und sie manchmal sogar noch mit auslösen? Viele Politiker vertrauen zum Beispiel inzwischen lieber Juristen und erfahrenen Beamten, wenn sie über Wirtschaftspolitik entscheiden.

Doch diese Kritik wird den Wirtschaftswissenschaften und vielen ihrer Vertretern nicht gerecht. Ökonomen haben vor und während der Krise Fehler gemacht. Einige ließen sich sogar von Lobbyisten der Finanzbranche be-

wusst oder unbewusst beeinflussen, als sie Politiker davon überzeugten, die Regeln auf den Finanzmärkten zu lockern. Aber viele Ökonomen haben mit diesen fatalen Fehlritten nichts zu tun. Ganz im Gegenteil: Sie benutzen ihren scharfen Verstand und ihr Wissen über die Wirtschaft, um Menschen zu helfen.

Diese Ökonomen tun genauso viel Gutes für die Menschheit wie Mediziner, Physiker oder Entwicklungshelfer. Sie retten Menschenleben, bekämpfen den Klimawandel und decken Verbrechen auf. Professorenzimmer und Forschungsinstitute sind in Wirklichkeit Einsatzzentralen zur Rettung der Welt, hinter dicken Hornbrillen und dunklen Jacketts schlummern wahre Superheldenkräfte.

Diese Ökonomen kehren eigentlich nur zu den Ursprüngen ihrer Wissenschaft zurück. Denn die Ökonomik war in ihren Anfängen die Wissenschaft vom guten Leben. Die ersten Ökonomen hatten es sich zur Aufgabe gemacht, den Menschen zu zeigen, wie sie ein möglichst glückliches Leben führen können.

Wie konnte es passieren, dass Ökonomen diese Bestimmung vergessen haben und sich statt die Welt zu retten in ihre Modellwelten zurückgezogen haben? Um diese Frage zu klären, werden wir im nächsten Kapitel einen kurzen Streifzug durch die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften unternehmen. Wir werden feststellen, dass schon griechische Philosophen ökonomische Lehrsätze aufstellten und es nicht Adam Smith war, der das erste Mal den Mechanismus von der berühmten unsichtbaren Hand beschrieben hat. Und wir werden sehen, wie die Mathematik Ökonomen blind für das echte Leben gemacht hat.

EINE KLEINE GESCHICHTE DER ÖKONOMIK

Ökonomik ist eine uralte Wissenschaft. Ihre Ursprünge reichen über 2000 Jahre zurück. Sie ist keineswegs ein Produkt des Kapitalismus oder der ideologische Unterbau der Industriegesellschaft. Ökonomische Fragen und Theorien beschäftigen den Menschen seit er sesshaft wurde und darüber nachzudenken begann, wie die Arbeit produktiver und der gemeinsame Handel gerechter werden konnte.

Die Wiege der Ökonomik als Wissenschaft stand in Griechenland. Wie für zahlreiche andere wissenschaftliche Disziplinen legten griechische Philosophen auch für die Wirtschaftswissenschaften die entscheidenden Grundsteine und schrieben die ersten ökonomischen Texte.

Neben dem herausragenden Intellekt der griechischen Philosophen, deren Gedanken bis heute viele Wissenschaften prägen, war dafür vor allem der enorme organisatorische und gesellschaftliche Fortschritt verantwortlich, den Griechenland zu dieser Zeit erlebte. Stadtstaaten wie Athen boten den Menschen vor allem im 5. Jahrhundert vor Christus einen nie gewesenen Lebensstandard und entwickelten eines der fortschrittlichsten Wirtschaftssysteme der damaligen Zeit. Im antiken Griechenland gab es bereits eine ausgefeilte Arbeitsteilung mit unterschiedlichen Berufsgruppen, die auf Märkten rege miteinander handelten. Die griechische Demokratie, die zumindest einigen Einwohnern der griechischen Stadtstaaten Mitspracherechte einräumte, wurde zur Keimzelle des Wettbewerbsgedankens und regte die Griechen dazu an, über politische und eben auch ökonomische Fragen nachzudenken.

Aristoteles und die ersten ökonomischen Texte

Einige der ersten bekannten ökonomischen Abhandlungen stammen von dem Dichter Xenophon, der rund 400 Jahre vor Christus in Athen lebte. Er schrieb zwei Bücher über Wirtschaftsthemen: »Ökonomikus« und »De vectigalibus«. Aus der Blütezeit des antiken Griechenlands stammt auch das Wort »Ökonomik« als Bezeichnung für die Wirtschaftswissenschaft. Der Begriff Ökonomik leitet sich vom griechischen Wort oikos ab, das übersetzt Haus bedeutet. Der Haushalt galt damals als kleinste ökonomische Einheit, eine Einteilung, die sich zum Teil bis heute in der Ökonomik gehalten hat. Auch moderne Mikroökonomien betrachten neben Unternehmen vor allem das Verhalten von Haushalten. In Xenophons »Ökonomikus« ging es daher auch nicht um Handel oder das Finanzwesen, sondern um die richtige Haushaltsführung. Auch der berühmte griechische Philosoph Aristoteles beschäftigte sich später ausgiebig mit dem Haushalt als kleinste ökonomische Einheit und widmete dem Thema ein ganzes Buch.

Xenophon war aber nicht nur Mikroökonom. In seinem Buch »De vectigalibus« machte er sich auch über makroökonomische Fragen Gedanken, etwa wie der Staat seine Einnahmen erhöhen konnte, und forderte, dass Athen mehr mit anderen Stadtstaaten und Ländern handeln solle. Und Xenophon erkannte, wie wichtig die Gefühle und Motivationen von Menschen für die Wirtschaft sind. Damit war er vielen modernen Ökonomen bereits deutlich voraus.

Trotz seiner zahlreichen, zum Teil revolutionären Gedanken über das Funktionieren der Wirtschaft gilt Xenophon trotzdem nicht als der »erste Ökonom der Menschheit«, denn er entwarf keine grundlegende Theorie, sondern beschäftigte sich eher mit praxisnahen Einzelfragen.

Dieser Titel geht daher an einen seiner Zeitgenossen: Aristoteles. Er war es, der das erste Mal systematisch erforschte, wie die Wirtschaft funktioniert, und damit die Ökonomik als Wissenschaft begründete. Trotzdem

war Aristoteles natürlich kein reiner Ökonom. Er war ein Multitalent, dem die Ökonomik alleine wohl viel zu langweilig gewesen wäre. Aristoteles beschäftigte sich mit einer Vielzahl von Bereichen: Politik, Astronomie, Mathematik, Biologie, Philosophie und eben auch der Ökonomik. Er war einer der bedeutendsten griechischen Philosophen und seine Thesen und Erklärungen werden auch heute noch, über 2000 Jahre nach seinem Tod, gelesen und angewendet.

Aristoteles erkannte, dass die Wirtschaft für das Leben der Menschen eine große Rolle spielt, und wollte daher ihre Gesetze ergründen. Vor allem ging es ihm um die Frage, wie sich Menschen im Wirtschaftsleben verhalten sollten. Aristoteles stellte die Wirtschaftswissenschaft von Anfang an in einen moralischen Kontext. Er machte aus ihr im Grunde eine Unterkategorie der Philosophie. Damit gab er Ökonomen ein klares Ziel vor: Sie sollten bestimmen, was aus wirtschaftlicher Perspektive ein gutes Leben ist, und wie man es erreicht.

Laut Aristoteles entsteht ein gutes Leben vor allem aus guten Taten. Jeder Mensch kann demnach ein gutes Leben führen, indem er sich richtig verhält. Die Wirtschaft war für Aristoteles dabei ein wichtiger Faktor, denn sie gibt die materiellen Rahmenbedingungen für jeden Menschen vor. Reiche Menschen müssen in ihrem Leben andere Entscheidungen treffen als arme. Wer viel besitzt, muss zum Beispiel entscheiden, ob er davon etwas abgeben sollte. Wer wenig besitzt, will wissen, ob er im Notfall von jemandem stehen darf, um zu überleben. Aristoteles stellte diese Fragen das erste Mal im Rahmen einer geordneten ökonomischen Theorie und versuchte, eine Antwort zu geben.

Meistens ging es bei diesen Fragen am Ende ums Geld, das in Aristoteles' ökonomischer Theorie eine Hauptrolle spielt. Er war im Grunde der erste Geldtheoretiker. So entwickelte Aristoteles zum Beispiel ein Konzept über den Nutzen des Geldes, das bis heute in der ökonomischen Forschung verwendet wird. Demnach hat Geld drei Funktionen: die Tauschmittelfunkti-

on (Geld als Zahlungsmittel), die Wertmaßstabsfunktion (Geld als Einheit, um Preise auszudrücken) und die Wertaufbewahrungsfunktion (das Geld im Sparstrumpf).

Es sind vor allem die Funktionen als Tauschmittel und Wertmaßstab, die Geld zu so einer wertvollen Erfindung gemacht haben, erkannte Aristoteles. Denn erst das Tauschmittel Geld ermöglichte das komplexe System der Arbeitsteilung, das im antiken Griechenland eine erste Blütezeit erlebte. Ohne Geld hätte man bei jedem Kauf mühselig verhandeln müssen, ob drei Krüge Wein nun genauso viel wert waren wie ein Korb Oliven. In Geld ausgedrückte Preise vereinfachten die Verhandlungen und den Warenaustausch. Die dritte Funktion des Geldes jedoch, die Wertaufbewahrungsfunktion, machte aus dem Tauschmittel ein handfestes Problem.

Geld sei das einzige Gut auf der Welt, von dem man nicht zu viel haben kann, erkannte Aristoteles. Weil Geld für ganz unterschiedliche Waren eingelöst werden kann, macht es nicht satt. Wenn man sich von seinem Geld keine Oliven mehr kaufen will, kauft man sich halt ein Paar neue Schuhe. Außerdem wird Geld nicht schlecht. Man kann es auch in einem Jahr noch für etwas anderes eintauschen, es verspricht Konsum in der Zukunft. Was man aber in einem Jahr haben will, weiß man jetzt noch nicht. Es lohnt sich daher, Geld anzuhäufen, damit man auf jeden Fall seine Bedürfnisse erfüllen kann.

Deswegen versuchen Menschen oft mehr Geld zu verdienen, als sie für ihre täglichen Einkäufe eigentlich benötigen. Eine auf den ersten Blick simple Erkenntnis, und doch zugleich ein geniales Konzept, das bis heute hilft, gesellschaftliche Probleme besser zu verstehen. Aristoteles' Theorie vom unersättlichen Hunger nach Geld wurde in der Finanzkrise einmal mehr eindrucksvoll bewiesen. Schon mit ihrem Grundgehalt können sich viele Banker einen luxuriösen Lebensstil leisten, und trotzdem wollten sie mehr. Für Bonusschecks riskierten sie nicht nur ihren eigenen Job, sondern trieben mit ihrer Jagd nach Profiten Banken und ganze Staaten an den Rand der Zahlungsunfähigkeit.

Mit seiner Theorie über die unersättliche Gier nach Geld zeigte Aristoteles aber noch etwas: Wie wertvoll eine ökonomische Perspektive ist, um gesellschaftliche Probleme zu analysieren und zu lösen. Damit legte er den Grundstein für die Modelle und Methoden, mit denen Ökonomen heute ihre Heldentaten vollbringen. Wer mit einer ökonomischen Brille auf die großen Probleme der Menschheit schaut, findet oft clevere und erstaunliche Lösungen, wie wir später sehen werden.

Die Geldtheorie von Aristoteles ist eng mit dem zentralen Ziel seiner ökonomischen Analyse verknüpft: Herauszufinden, wie sich Menschen im Wirtschaftsleben verhalten sollten. Das Geld dient bei Aristoteles auch als Maßstab für die Frage, wie viel der Mensch arbeiten sollte. Eine Grenze sei erreicht, wenn jemand nur noch für Geld arbeite, das er nicht mehr in Güter umtauschen wolle. Der Banker, der den Bonusscheck nur haben will, um sich über die Zahlen auf seinem Kontoauszug zu freuen, macht demnach etwas falsch.

Neben dem Thema Geld beschäftigte sich Aristoteles auch ausgiebig mit Themen wie Eigentumsrechten, dem Funktionieren von Märkten und Gerechtigkeit beim Handeln. Fragen, an denen Wirtschaftswissenschaftler bis heute arbeiten. Aristoteles, dieses Genie und Multitalent, schuf in seinen Werken die Grundlagen für die Ökonomik als Wissenschaft, indem er sich das erste Mal theoretisch mit wirtschaftlichen Zusammenhängen beschäftigte. Vor allem aber legte er den Blickwinkel fest, aus dem Ökonomen die Welt betrachten sollten. Es ging ihm um Moral und darum, dass Menschen ein gutes Leben führen. In ihren Anfängen im Griechenland der Antike war die Ökonomik also die Wissenschaft vom guten Leben. Ökonomen hatten die Aufgabe, das Leben der Menschen zu verbessern. Leider sollten die Nachfolger von Aristoteles, die rund 2000 Jahre später über Wirtschaft nachdachten, diese Grundlagen ihrer Wissenschaft fast vollständig vergessen haben.

Adam Smith, der Missverständene

Die Wurzeln der Wirtschaftswissenschaft reichen also bis in die griechische Antike zurück. Und auch im Mittelalter gab es Ökonomen. Der berühmte Theologe Thomas von Aquin schrieb in seinem Werk »Summa Theologica« auch ausgiebig über Wirtschaft. Zu seinen Lieblingsthemen gehörten zum Beispiel Preise und Löhne. Er forderte unter anderem, dass jeder Arbeiter einen Lohn bekommen müsse, von dem er leben könne, und war damit im Grunde einer der ersten Befürworter eines Mindestlohns.

Es ist daher ziemlich verwunderlich, dass heute ein Mann als Gründervater der Ökonomik gilt, der erst im 18. Jahrhundert die Bühne der Wissenschaft betrat: Adam Smith. Sein Buch »Der Wohlstand der Nationen« (1776) gilt als Meilenstein der Wirtschaftswissenschaften und als Startschuss für das, was man heute Mainstreamökonomik nennt.

Ganz so spektakulär neu und innovativ wie oft behauptet waren Smiths Thesen zwar nicht – er griff vieles auf, was vor ihm schon Aristoteles oder Philosophen wie David Hume oder Thomas Hobbes entwickelt hatten –, doch Smith entwickelte die Ideen und Konzepte weiter und ergänzte sie mit einigen in der Tat genialen Erkenntnissen. »Der Wohlstand der Nationen« wurde zu einem ökonomischen Grundlagenwerk und ist bis heute eines der wichtigsten Bücher der Wirtschaftswissenschaften. Dass das Buch schon zu Smiths Lebzeiten ein derart riesiger Verkaufserfolg war und in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, lag auch daran, dass er mit seinen Thesen den Zeitgeist der damaligen Epoche traf. Smith trat für den Freihandel, für eine möglichst ausgefeilte Arbeitsteilung und für einen schwachen Staat ein. »Der Wohlstand der Nationen« fiel damit in den damaligen Debatten unter Politikern und Wissenschaftlern auf sehr fruchtbaren Boden.

In den Wirtschaftswissenschaften hat der liberale Zeitgeist im England des 18. Jahrhunderts in vielen Bereichen bis heute überlebt. Auch deswegen werden die Theorien von Adam Smith weiterhin von vielen Ökonomen ge-